
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 234. Bromberg, den 26. Oktober 1928.

# Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**



(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Zug ist nun schon lange in den Bahnhof eingefahren!

Das kommt dem Gehetzten nicht ganz geheuer vor und er bleibt einige Sekunden stehen, um nach dem Perron zu schauen . . .

Was geht dort vor?

An den Fenstern der Abteile zeigen sich neugierige Gesichter. Auf der Strecke stehen zwei Männer mit ausgespanntem Arm. Sie zeigen auf den Flüchtling. Andere Männer tauchen auf, springen zwischen die Schienen, laufen weiter . . .

Man hat Alarm geschlagen!

Mut, Vinzenz! Rette dich!

Aber die Schmerzen! Seine Knie sind lahm, zerschunden, blutend, wollen ihn nicht mehr tragen. Jeder Schritt entringt ihm ein Stöhnen. Und dabei sollte er laufen. Denn die Verfolger nähern sich. Schon hört er, wie sie alles alarmieren: „Haltet ihn! . . . Haltet ihn!"

Mut!

Dort links die große Fabriksmauer wird ihn für einen Augenblick den Blicken seiner Jäger entziehen. Wild und entschlossen beißt Vinzenz die Zähne aufeinander, bezähmt seinen Schmerz und läuft. Endlich! Er läuft!

Boubou, der noch ziemliche Kopfschmerzen hat, legt den Kopf schwer auf die Schulter seines Vaters, nichtsdestoweniger unterhält ihn dieses traurige Rennen. Und Vinzenz hört, wie er in sein Ohr murmelt: „Hü, Papa! . . . Sei mein Pferd! . . . Hü, hü!"

Das Kind hat den schwarzen Mann schon vergessen.

Doch Vinzenz verlangt: „Schau hinter dich, Boubou! . . . Siehst du dort Leute laufen?"

„O ja, Papa, ich sehe sie."

„Sind sie weit?"

„Nein . . . Sie kommen immer näher."

„Halt dich fest, Boubou! . . . Ich werde noch schneller laufen . . . Und steck die Füße in meine Taschen!"

„Warum, Pap?"

„Weil der schwarze Mann sie sonst frißt, zum Teufel!"

Die Ärmchen des Kindes klammern sich entsetzt um den Hals des Vaters, erdrosseln ihn fast.

„Nicht so fest, mein Bub . . . du erstickst mich ja!"

„Also . . . er kommt noch immer, der schwarze Mann?"

„Er kommt noch immer."

„Ach, Papa! . . . Retten wir uns!"

Vinzenz erreicht eine Querstraße. Er stürzt sich in sie. Wie er so mit angsterfülltem Gesicht weiter läuft, fällt er ein paar Weibern auf, die an einer Türschwelle sitzen.

„Wohin laufen Sie denn so?"

Der Gehetzte antwortet mit gezwungenem Lachen: „Ich! . . . Ich spiel bloß mit meinem Buben."

Und beginnt aus vollem Hals mit gellender Stimme zu singen:

„Hopp, hopp, hopp! Pferdchen, lauf Galopp!
Über Stock und über Steine,
Aber brich dir nicht die Beine,
Hopp, hopp, hopp, hopp, hopp,
Pferdchen, lauf Galopp!"

Wie die Strophe fertig ist, setzt er mit leiser Stimme hinzu: „Lach laut, Boubou! . . . Noch lauter! . . . Lach! . . . Vorwärts! Du mußt! . . . Sie sollen glauben, daß du dich unterhältst."

„Ich fürcht mich, Papa!"

„Hopp, hopp, hopp, Pferdchen, lauf Galopp!
Über Stock und über Steine,
Aber brich dir . . ."

„So lach doch, Boubou!"

„Ich fürcht mich!"

„Hopp, hopp, hopp, Pferdchen, lauf . . ."

Das Lied erstickt in einem Stöhnen: „Ach, meine Knie! . . Meine Knie!"

Da — ein Gäßchen rechts. Vinzenz läuft hinein.

Es war die höchste Zeit! Eben biegen die Verfolger in die Straße ein.

Das Gäßchen ist kurz. Da sind schon die Festungswerke . . .

Ein großer Rollwagen voll scheppernden alten Eisen kommt eben mit furchtbarem Lärm das äußere Bollwerk herunter. Vinzenz läuft dem schweren Wagen in die Mitte der Straße entgegen. Rasch sagt er noch zu Boubou:

„Jetzt mußt du weinen!"

„Weinen?"

„Ja . . ."

„Ich kann aber nicht! . . . Ich fürchte mich!"

„Wenn du nicht weinst . . . ich geb dich gleich dem schwarzen Mann!"

Boubou schreit auf und bricht mit erstickter Kehle in Schluchzen aus.

„So ist's recht", murmelt der Flüchtling und fuchtelt dabei aufgeregt mit dem Arm, um die Aufmerksamkeit des Wagenführers zu erwecken.

Der Rollwagen fährt langsamer, bleibt stehen . . .

„Hallo, Kamerad," ruft Vinzenz sehr laut, denn das Schnauben des Motors läßt seine Stimme fast nicht aufkommen, „kommst du nach Saint-Antoine?"

„Warum?" fragt der andere erstaunt.

„Es ist wegen meines Buben . . . er hat sich gerade den Fuß gebrochen . . . er leidet so, der arme Kerl! . . . Ich will ihn ins Spital bringen . . . Hör, Kamerad, laß mich zu dir hinauf . . . Ich komme von weit her . . . und er ist schwer, der Bub . . . Ich kann nicht mehr! . . Bring mich doch wenigstens bis an das Tor von Vincennes!"

„Ich bringe dich bis zu dem Spital."

„Oh, vielen Dank!"

„Steig herauf! . . . Vorwärts! Los!"

Vinzenz hat sich gesetzt, Boubou liegt in dem Arm seines Vaters. Der Rollwagen fährt sehr rasch weiter, denn der Führer, der ein guter Mensch ist, möchte das verletzte Kind so schnell wie möglich in die kundigen Hände eines Chirurgen bringen.

Hinter ihnen aber stößt und kracht das alte Eisen unter donnerndem Getöse aneinander. Jeder andere Laut wird so verschlungen.

Und das ist ein Glück! Denn wie eine Trombe schießt jetzt aus dem Gäßchen der Trupp der Verfolger. Sie haben sich inzwischen vermehrt. Es sind ihrer mindestens dreißig: Polizisten, Eisenbahnbeamte, ein Soldat, Spaziergänger, Weiber . . . Sie schreien sich die Lungen aus: „Aufhalten! . . . Aufhalten den Mörder! . . . Haltet ihn doch! . . . Hallo, Rollwagen, aufhalten!"

Aber der Führer kann, wie er so über seinen Volant gebeugt sitzt, das Geschrei nicht hören. Und Vinzenz beschwört seinen Sohn ganz leise: „Schrei jetzt, Boubou, wie wenn dir etwas weh täte ... Schrei noch lauter ... Noch lauter!"

Der Wagen rollt immer rascher und schon geben die atemlosen Schreier hinter ihm die Verfolgung auf. Als erste waren die Weiber auf dem Rand des Gehsteiges zurückgeblieben. Jetzt disputieren die Männer, sich die Stirne trocknend, in einer heftig erregten Gruppe im Schatten eines Kastanienbaumes. Nur der Soldat setzt die Verfolgung noch im Laufschritt fort, während die beiden Enden seines Kragens wie Flügel hinter ihm im Winde zusammenschlagen. Bald aber hält auch er erschöpft inne und bleibt wütend, mit drohend erhobener Faust mitten auf der Straße unbeweglich stehen.

## Sechstes Kapitel.

### Arm ... ganz arm!

„Da sind wir also beim Spital Saint-Antoine; soll ich dir helfen, den Buben herunterheben?"

„Danke, nein, Kamerad."

„Du weißt, ich stehe dir gern zu Diensten."

„Wenn ich es nicht so eilig hätte, Kamerad, so könnten wir ein Glas zusammen trinken ... Aber mein Kleiner steht zu viel aus ..."

„Ach was, mach keine Geschichten! ... Bring ihn rasch ins Spital ... Vielleicht treffen wir uns bei Gelegenheit."

„Auf Wiedersehen! ... Und noch vielen Dank, Kamerad!"

Der Rollwagen fährt weiter. Vinzenz sucht so rasch als möglich aus dem Vorort, in dem es von Menschen und Wagen wimmelt, herauszukommen. Er biegt in eine stille, gerade Gasse ein, wo sich die Dämmerung, die ihre düstere Melancholie eben über die Stadt breiten will, schon verdichtet hat. Aus den niederen Türen der hohen schwarzen Häuser strömt wie ein schwerer Atem der muffige Geruch von schimmeligem Rinnstein und schlechtem Essen. Vinzenz, der Boubou noch immer auf dem Rücken trägt, wirft spähende Blicke nach rechts und links. Was sucht er nur? Zweifellos scheint er dieses Etwas eben gefunden zu haben, denn er wendet sich plötzlich von der Mitte der Straße ab und geht in ein kleines Geschäft, dessen Rollbalken schon herabgelassen sind. Die mit großem graugrünen Flaschenglas eingelegte Tür ist aber noch offen. Sie scheint den Kunden anzudeuten, daß man noch eintreten könne.

Es ist geradezu beunruhigend finster. Kaum daß man die Schwelle übertreten hat, steigt einem ein erstickender Geruch, der sich aus den verschiedenen Ausdünstungen von Schimmel, Phenol und verwestem Fleisch mengt, in die Nase.

Vinzenz macht die Tür rasch hinter sich zu. Die Dunkelheit in diesem verstunkenen Loch ist so undurchsichtig, daß der gehetzte Mann regungslos stehen bleibt, um nicht an irgendein Möbelstück anzustoßen.

Da scheint plötzlich eine gedehnte, näselnde Stimme aus fernen Tiefen aufzutauchen.

„Sie wünschen?" fragt jemand, anscheinend ein Jude.

„Kleider", antwortet Vinzenz.

„Warten Sie! ... Dann zünde ich Licht an."

Eine rauchende Kerze steigt vom Fußboden auf, hebt sich, am Ende eines ausgestreckten Armes, langsam in die Höhe. Dann taucht ein alter Zylinder empor, der den weißen Schädel eines Greises bedeckt, dann ein schmutzig weißer Vollbart, dann ein mit falschem Astrachan besetzter, breiter Kragen und dann ein unendlich langer schwarzer Pelzmantel.

Das zitternde Kerzenlicht läßt eine große, grüne Fliege aufschnellen. In unsichtbarem Zick-Zack entfaltet sie ihren Flug, um dann, sich überstürzend, an dem Ladenfenster nieder zu prasseln.

Aus dem Dunkel der Nacht hebt sich langsam ein Trödelladen, mit all seinen angehäuften Hosen, Röcken und Westen, die nach schmutziger Wäsche und nach Desinfektionsmitteln riechen. Unter der niederen Decke hängen an Eisendrähten Frauenröcke, Blusen, alte Frisiermäntel, alles zerdrückt, zerflickt und entfärbt. Auch eine Reihe von Hasenfellen hängt hier, um zu trocknen; ein Haufen Motten umgibt sie in schwerem und staubigem Flug.

„Sie wünschen also Kleider?" fragt der Alte. Er hat den Zylinder herunter genommen, so daß sein kahler, von einer grünen Samtmütze bedeckter Schädel zum Vorschein kommt.

„Ja. Für mich und für meinen Buben", erklärt Vinzenz. „Was mich betrifft, ich brauche einen Staubmantel und einen Strohhut ... Der Bub braucht gute Schuhe ... Haben Sie so etwas?"

„Natürlich hab ich das! ... Kannst dich umschauen! Jotzekal hat alles ... Du wirst den Überzieher probieren ... Versuch es doch! ... Gut ... Und der Hut? ... Oh, wie für dich gemacht! ... Gut! ... Jetzt werde ich dem Kleinen die Schuhe geben ... Mein Gott, sind ja auch wie gemacht für ihn .... Du nimmst doch alles, was?"

„Ja."

„Ich mach dir ein Paket, was?"

„Ja."

„Mit Bindfaden?"

„Ja."

„Während der alte Mann Boubou ein Paar Nagelschuhe anprobierte, dachte Vinzenz nach. Geistesabwesend beantwortete er mit gesenktem Kopf die Fragen des Alten nur ausweichend. Plötzlich wirft er den Kopf in die Höhe.

„Nein", sagt er, „warten Sie! Packen Sie die Sachen nicht ein! Mein Bub wird die Schuhe anbehalten und ich werde den Überzieher anziehen ... den Hut auch ... Und dann, passen Sie einmal auf ... Ich habe noch ein anderes Kind zu Hause ... ein Mädchen ... ist ein Jahr älter als der Kleine, aber beiläufig so groß wie er ... ja, und da hören Sie ... ich möchte gern ein hübsches Sonntagskleidchen ..."

„Hab ich auch", sagt Jotzekal. „Kannst die Kleine herschicken."

„Sie ist aber krank, liegt gerade jetzt im Bett", antwortet Vinzenz ... „Aber schließlich, es gibt einen Weg. Mein Bub wird die Kleider von seiner Schwester anprobieren ... So brauchen wir nicht wieder her zu kommen ... wissen Sie, ich wohne nämlich weit, am anderen Ende von Paris ... in Batignolles ... Meine Frau hat keine Zeit zum Spazierengehen."

Boubou reißt die Augen sperrangelweit auf ... Da er gewohnt ist, seinem Vater alles blind zu glauben, fragt er sich erstaunt: „Wo ist denn diese Schwester?"

Der Trödler gräbt ein blauweiß kariertes Perkalkleidchen mit grünen Knöpfen aus einem Schrank aus. Es ist ein armseliges Zeug, Rokoko, sehr eng, sehr alt, wie seine stark plissierten Puffärmel beweisen.

„Nein, nicht das", sagt Vinzenz. „Das ist zu auffällig."

„Ich hab nichts anderes," antwortet der Händler, „das ist doch gute Ware, waschecht, solid ... oi, und wie solid."

Er gibt es wieder in den Schrank.

„Na, dann ... Gut ... Ich hab auch ein anderes ... aber das ist für Trauer ... Willst du's trotzdem?"

„Zeig her!"

Boubou probiert das abgenutzte Stoffkleidchen, das aber in der Fasson moderner ist. Es ist ein Kleid für tiefe Trauer, Kragen und Gürtel sind aus Krepp. Die Ärmel sind etwas weit, der Rock ist zu lang, aber immerhin, es kleidet Boubou recht nett und einfach.

Jotzekal dreht sich den Bart mit seinen verkrümmten Fingern. Begeistert bricht er aus: „Wirklich, ein kleines Fräuleinchen! ... Und wie schön! ... Ach, du mein Gott!"

„Haben Sie auch einen Hut?" fragt Vinzenz. Sein Gesicht drückt die äußerste Befriedigung aus.

„Hut ... nein ... Aber ein kleines Kopftuch ... Werd es gleich zeigen."

Das Tuch verdeckt Boubous kurze Haare so gut, daß der Junge mit seinem zarten Gesichtchen und seinen einschmeichelnden Augen wahrhaftig in ein Mädchen verwandelt scheint.

„Lassen wir ihn so angezogen", sagt Vinzenz. „Die werden nicht schlecht lachen. Ich nehm ihn so mit nach Hause ... Werde zu seiner Mutter und zu seiner Schwester sagen: Ich habe meinen Sohn verkauft. An seiner statt bringe ich ein junges Frauenzimmer, das euch wenigstens in der Wirtschaft und in der Küche ein bißchen helfen kann ... Hahaha!"

„Hohoho!" gluckst der Alte.

„Hihihi!" lacht Boubou sehr laut.

„Und nun, was bin ich schuldig?" erkundigt sich Vinzenz, nachdem die einstimmige Heiterkeit sich gelegt hat.

„Ich werde die Rechnung machen", sagt der Alte.

Er nimmt eine Schiefertafel und ein Stückchen Kreide und schreibt die Zahlen untereinander.

Inzwischen betrachtet Vinzenz Boubou. Und flüstert anscheinend sehr befriedigt: „Ein Mädchen ... ganz ein Mädchen!" Dann begutachtet er vorgeneigt, wie sich sein Überzieher ausnimmt. „Das verändert mich", fügt er hinzu. „Das geht ... Das geht so sehr gut."

„Macht achtunddreißig Franken", erklärt der Alte. „Wirklich für nichts ... so gute Stoffe ... und alles zusammen ... Für nichts! ... Ach, ich verliere daran!"

„Aber ich handle nicht", schneidet Vinzenz das Gespräch ab.

Und sucht mit beiden Händen in den Taschen nach seiner Geldbörse.

Eine große Blässe überzieht plötzlich sein Gesicht. Erstarrt steht er da, mit geschlossenen Lidern, hängenden Armen, wie gelähmt vor Entsetzen.

... Nur daß sein Kinn nervös zu zittern beginnt.

Ja, jetzt erinnert er sich. Bei seiner eiligen Flucht aus dem blockierten Haus hat er in den Taschen seines Hochzeitsanzuges eine große Brieftasche mit zweitausend Franks in

Banknoten und eine Geldbörse mit beiläufig hundert Franks in Gold- und Silbermünzen vergessen.

Schweiß bricht an seiner Stirn aus. Er hat nicht einen Sou! . . .

Gleich zu Beginn dieses entsetzlichen Versteckenspiels, dessen Einsatz seine Freiheit ist, entdeckt er, daß die wichtigste Waffe, das Geld, ihm fehlt. Was soll er von jetzt an tun? Ohne Halt, ohne Hilfe, ohne Mittel und begleitet von einem Kind. Er, der eben erst entschlossen war, ohne Aufschub den nächsten Nachtzug zu nehmen, um womöglich an eine fremde Grenze zu gelangen. Er ist verloren, unweigerlich verloren!

Er muß ja die Kleider, die ihn und seinen Sohn so ausgezeichnet für die Flucht maskiert hätten, gleich wieder zurückgeben. Er kann sie nicht bezahlen.

Und ach, wie unerläßlich notwendig sind diese Kleider! Die Polizisten von Neuilly haben, wie der Verfolgte vermutet, sicher schon ihrerseits seinen Steckbrief weiter gegeben: „Der Flüchtling trägt einen abgenutzten, dunkelblauen Anzug. Um den Hals hat er ein rötliches Tuch, am Kopf eine flache Mütze. Er ist in Begleitung eines kleinen Jungen von sechs bis sieben Jahren, in einem Matrosenanzug. Das Kind hat keine Schuhe an."

Gerade jetzt aber war, dank seiner Verschlagenheit, der dunkelblaue Anzug unter einem langen und weiten grauen Staubmantel verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Flucht in die Liebe.

Eine Betrachtung von A. von Gleichen-Rußwurm.

In jedem bösen Traum ist schlimmste Drangsal, fliehen zu wollen und es nicht zu können, Irrwege, endlose Stufen, über die man stolpert, Felsen, die sich übereinander türmen und die Wege versperren, Eis oder Glas, dessen Glätte den Schritt vergeblich macht . . .

In den bösen Träumen des wachen Lebens geht es ebenso unheimlich verzaubert zu, unerwartet feindlich droht es aus Ecken und Enden, verhängnisvoll boshaft, glatt vor unentwegter Dummheit, bös und zackig von hämischem Übelwollen. Es sind nicht Mächte, denen man irgendwie männlich standhalten könnte, es sind Dämonien, Verwunschenheiten, aus denen man sich den Weg ins Freie bahnen muß, Hexereien, die Flucht gebieten.

Aus höchster Bedrängnis und Seelenpein sucht der Mensch von jeher Zuflucht auf zweierlei Art. Er nimmt Zuflucht zum Haß, er nimmt Zuflucht zur Liebe.

Flucht in den Haß ist die primitivste Reaktion und die natürlichste in unerträglichem Leid. Der Haß weckt die vernichtete Persönlichkeit oder hält sie glimmend lebendig. Wie viele Gefolterte, Gefangene, Verbannte, zu Unrecht Unterdrückte lebten nur, um zu hassen, sogar mit bleich zuckenden Lippen an ihrem ewigen Groll, und das tief gedemütigte Haupt warf sich plötzlich empor ,um aus weitgeöffnetem Mund Fluch ertönen zu lassen. So fluchten die Propheten: „Last auf Ninive! Last auf Babylon!" Besser als Heereskräfte wirkten ihre Flüche. Denn die stolzen Städte versanken mit ihren bösen, pedantischen Gelehrten, die niedergefluchte Last fiel auf den Stolz und zerbrach ihn. Man sollte schon deshalb fürchten, Unrecht zu verhängen, da der Pfeil, der zu Unrecht gesendet ist, wiederkehrt, da auch solche, die man vernichtet wähnt und für so grausam gefangen hält, daß Flucht unmöglich scheint, im Gefühl des erlittenen Unrechts zu fluchen vermögen. In ihrer Ohnmacht haben sie die Macht des Fluches, der Plage über Plage, Last über Last fürchterlich heraufbeschwören kann, wie es die Bibel nicht nur an einer Stelle kündet. Für den Schwerbedrückten, für den Gedemütigten, den öffentlich Verhöhnten ist der Haß wieder Stolz.

Haß oder Tod bietet sich dem Verzweifelten. Die herbe Elektra drückt den Haß an ihre Brust wie ein geliebtes Kind, pflegt und nährt ihn Jahre lang, bis der Rächer erscheint und die Geschwister furchtbares Gericht üben. Es ist für die Menschen schwer, Geduld zu haben mit Gottes Mühlen, denn sie mahlen zwar, aber mahlen sehr langsam, nicht immer erleben wir den Tag der Vergeltung, der Rechtfertigung. Wir sind kurzlebig, und jene ewigen Mühlen der Zeit nehmen sich Zeit. Wir können uns diese Mühlen umkreist und umlagert vorstellen von Rache Fordernden, Gerechtigkeit Erflehenden, die verzweifelt die langsam sich drehenden Räder antreiben möchten, den hageren Windmühlenarmen endlich Schwung geben, wenn sie unbeweglich in die Windstille starren. Zuweilen ist es, als besinne sie sich, als führe irgend ein Fluch daher wie ein Sturm in die Flügel der Gottesmühle und hieße ihr Rad plötzlich mächtig sausen . . .

Aber zumeist ist es schon ein vorbildlicher Höllenkreis, der Kreis dieser Hassenden, deren einziger Stolz, deren einziges Leben der Haß ist, und die bis zu den Mühlen Gottes flohen, um sie mit furchtbarer Leidenschaft anzutreiben.

Es gibt aber auch eine Flucht in die Liebe, deren Demut vielleicht noch stolzer ist als der stolzeste Haß.

Wie die Sonne in scherzendem Wettstreit mit dem Sturm, der dem Wanderer umsonst den Mantel abzureißen versucht, ihm eben diesen Mantel abschmeichelt, hat unzweifelhaft die Wärme einer nimmer endenden Liebe manch unerwarteten Sieg davongetragen.

Jener große Haß ist ja im Grunde nichts als verzerrte Liebe. Er ist das, was unentwegt unser Wünschen und Wollen beschäftigt, zu Wunsch und Wollen weckt, nachdem Wunsch und Wollen vom Schmerz besiegt und gelähmt waren, nachdem übermächtiger Gram sich erstickend über das Leben legte. Diesem Tod entgegen arbeitet der Haß, er ist sein starkes, aber verwirrtes Lebenwollen.

Wie schwer gelingt die Flucht in die Liebe!

Gelingt sie jedoch, ist die Lebendigkeit, die wieder erreicht wird, nicht krampfhaft verzweifelt, wie jene des Hasses, sondern lind und stetig, so daß sie schließlich mehr ausrichtet als wütender Anprall. Statt vernichtender Flamme steigen reinigende Flammen auf, und wenn kurzsichtig richtende Menschen Schmach zu verhängen glaubten, kündeten Scheiterhaufen und Kreuz, wo Unschuldige litten und bis zum letzten Hauch liebten und vergaben, ewigen Ruhm.

Abscheu klebt sich durch Jahrhunderte an den falschen, feigen Hochmögenden, der seine Hände wusch und sie doch nicht rein waschen konnte. Bewunderung und Liebe ungezählter Generationen heften sich an die Namen unschuldig Verfolgter, die jenen glorreichen Weg der Flucht in die Liebe fanden und dadurch edelste Rache an ihren Verfolgern nahmen.

## Der Dichter im Kolosseum.

Von Gustav W. Eberlein, Rom.

Das Kolosseum ist, wie man weiß, keine Kleinigkeit. Vom Flugzeug aus gleicht es einem riesigen Krater, der sich romverschlingend zwischen Meer und Hügeln aufgetan hat. Tritt man ein, durch die sieben Zwiebelwände hindurch, deren jede so dick ist, wie ein bequemer Logengang eben sein muß, so kriegt man es mit einem Schauder zu tun, weit frömmer als der in Poseidons Fichtenhain. Denn ein Fichtenhain kann vergehen, aber das Kolosseum, so sagt das Sprichwort, wird solange bestehen, als Rom besteht, und so lange Rom besteht, wird die Welt bestehen.

Diese Wucht! Diese Weite! Wahrscheinlich — über die genauen Maße sind sich die Topographen noch nicht einig — könnte man die Peterskirche, in der wieder sämtliche anderen Kirchen der Welt wie in einer japanischen Schachtel Platz hätten, in das graurote Gemäuer hineinstellen. Fünfzigtausend Menschen könnten hier jeden Tag ins Theater gehen, ohne sich dabei zu stoßen. Die Eröffnungsvorstellung verschlang neuntausend wilde Tiere und eine unbestimmte Summe, jedenfalls eine Unsumme, von Gladiatoren. Die Bestien hat man gezählt, die billigeren Menschen nicht. Cäsar Mussolini versammelt zuweilen einige Legionen seiner Schwarzhemden in der Arena, dreißigtausend, sechzigtausend, eindringlich sieht das aus. Oder es huldigen ihm, alle in der gleichen schwarzweißen Uniform, die piccole Italiane, die kleinen faszistischen Italienerinnen der Jugendverbände, und dann steht man erschüttert vor so viel rührender Kindheit.

Auch der Papst hat gegen Versammlungen der Gläubigen in der immensen Blutbahn, der Märtyrerschule der Christenheit, nichts mehr einzuwenden. Jauchzt ein Choral auf, so strömt die Inbrunst der Menschheit geradewegs in den Himmel hinein, wie die Erde ausatmet hoch und hinreißend durch den Vesuv.

Noch niemals haben die Fremdenmassen das Kolosseum zu füllen vermocht, nicht einmal im heiligen Jahre, wo ungezählte herbergslose Pilger dort übernachten mußten. In Mondnächten ist es das Ziel der Liebespärchen und alle, alle kommen unter, obwohl es in Rom sehr viel Liebespärchen gibt.

Reinhardts kolossale Bühnenbauten schrumpfen vor den Kulissen des Kolosseums zu Trickbilderchen zusammen und was wir gewaltig, grandios, phänomenal und kolossal finden — ach, in diesem Raum, nach dessen Namen wir die größten Größen bezeichnen, sieht alles bloß aus wie große Worte. So weit sind die Entfernungen, daß die der Kaiserloge gegenübersitzende Oberrestalin, oder auch die Lieblingsvestalin, den Cäsar durch Zeichen lenken, ihm bedeuten

mußte, ob er den Daumen nach oben oder nach unten zu drehen hatte, um die Volksstimmung zu treffen.

Und nun hören Sie zu. In diesen nach Weltall riechenden Raum geht ein normal aussehender Mensch hinein, stellt sich in die Mitte und sagt Verse auf. Deklamiert Gedichte. Lyrik. Selbstgemachte!

Gedichte machen, nun ja, die Kinder spielen ja auch Eisenbahn und Hochzeit. Aber daß erwachsene Menschen so etwas noch tun, das erregt in manchen fortgeschrittenen Ländern mit Recht Aufsehen. In Italien nicht. In Rom lädt der Poet noch immer öffentlich dazu ein, sich an der blitzerspellten Eiche des Torquato Tasso auf dem Janiculus zu versammeln — dort werde er seine neuesten Verse vortragen. Und nie hat er sich über Mangel an Zuhörern zu beklagen. Die Lokaldichter sind in der ewigen Stadt noch heute fast so geschätzt wie seinerzeit Pasquino, der Spötter, der ein Schuster war wie Hans Sachs. Es ist aber durchaus kein „Pasquill“, was ich berichte, der Dichter im Kolosseum trägt, wenn noch nicht den Lorbeer, so doch die Krone des heiligen Ernstes. Und eine unfaßbare Kühnheit im Herzen.

Diesen Sonntag stand eine Künstlerin in der Arena und deklamierte eine Ode von Byron. Dann stellte sie einen Avanguardisten, einen Jüngling des Vortrupp vor, der als jung-junger Poet „einige seiner lyrischen Gedichte sehr gut vorgetragen und einen großen Beifall errungen hat“. Ja, so steht das in der Zeitung. Stellen Sie sich vor, Herr Nepomuk Semmelbrink ginge in das Berliner Stadion und sagte seine hausgebackenen Gedichte auf — —

Vielleicht liegt das Geheimnis des faszistischen Sieges in der feierlichen Unbekümmertheit, mit der ein junger Mann, nicht fürchtend den Hauch antiker Gewalt, ins leere Kolosseum geht, den ungeheuren Bühnenraum in die Schranken fordernd, um dort etwas zu tun, worüber andere junge Männer lächeln würden. Und mit ihnen die Menge, der blutige Boxerfäuste weit interessanter dünken, als die Herzenseinfalt, die gleich dem Prediger in der Wüste ein lyrisches Gebet verrichtet, seien nun Zuhörer da oder nicht.

## Neues aus Schottland.

Nach dem Englischen von Ernst Berghäuser.

Die berühmte schottische Sparsamkeit und der ebenso berühmte bissige schottische Humor sind zwei Quellen, aus denen die englischen Witzblätter immer wieder gern schöpfen. Einige der neuesten Scherze seien hier erzählt.

Herr Gordon hört im Rundfunk einen Sonntagsgottesdienst. Plötzlich lacht er schallend auf. „Aber ‚Thomas‘“, ruft mahnend seine Frau, „wie kannst du am heiligen Sonntag so lachen!“ — „Haha! Eben höre ich, daß der Geistliche eine Kollekte ankündigt, und ich sitze hier sicher zu Haus!“ —

Die Einwohner der Stadt Aberdeen empfanden die große Hitzewelle des heurigen Sommers als Gottesgeschenk. Alle löcherigen Sohlen wurden durch den aufgeweichten Asphalt kostenlos wieder dicht. —

Monolog eines alten Schotten: „Wenn ich die Ehe kennen gelernt hätte, bevor ich die Ehe kennen lernte, dann hätte ich die Ehe niemals kennen gelernt!“ —

Nachdem der Freier siegreich mit dem Jawort heimgegangen war, begann die Braut bitterlich zu weinen: „Ach, Vater, es fällt mir so schwer, die Mutter zu verlassen.“ — „Sei nicht traurig, Jeannie, du kannst sie mitnehmen.“ —

Der Inhaber des neu eröffneten Ladens wartete auf die ersten Kunden. Endlich erschien eine vierschrötige Frau und bat um — Kleingeld für eine Pfundnote. Nachdem sie das Silber nachgezählt hatte, bemerkte sie mürrisch: „Das sind ja nur 20 Schilling!“ — „Und was dachten Sie?“ — „Ist es nicht Sitte, daß man am Eröffnungstag etwas zubekommt?“ —

Ein Schotte mit einem schweren Sack bestieg die Elektrische. „Vier Pence, bitte!“ sagte der Schaffner. „Aber die Fahrt kostet doch nur zwei.“ — „Zwei Pence für den Sack.“ — Darauf der Schotte zu dem Sack: „Sandy, komm nur 'raus, und bezahle deine Fahrt selbst!“ —

Ein Heilsarmee-Mädchen sprach den alten Gordon an: „Würden Sie mir nicht einen Schilling für den Himmel geben?“ — „Wie alt sind Sie?“ — „Achtzehn!“ — „So, ich bin 75, ich werde eher hinkommen als Sie, dann kann ich das Geld selbst abgeben.“ —

Die Hungerkünstlerin, die jüngst in Aberdeen auftrat, erhielt rund 15 000 Heiratsanträge, nicht viel weniger eine junge Dame, welche auf Grund einer Wette 150 Kerzen mit einem einzigen Streichholz angezündet hatte. —

„Warum hast du denn ein Spiegelglas in der Schüssel deines Hundes angebracht?“ — „Dann denkt er immer, er hat zwei Knochen!“ —

Prokurist: „Aber Herr Gordon, Sie wollen Ihren Sommerurlaub doch nicht schon im Februar nehmen?“ — „Ich muß; mein Jüngster wird im März zehn Jahre, dann ist's mit der Kinderfahrkarte vorbei.“ —

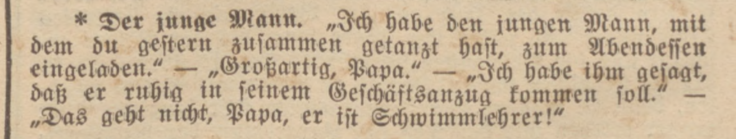
„Was versteht man eigentlich unter einem ‚teueren Freund‘, Sandy?“ — „Mein teuerster Freund ist Jones, der dreimal geheiratet hat. Der Mann kostete mich schon zwei Kränze und drei Hochzeitsgeschenke.“ —

## Bunte Chronik

* **Ein gemütlicher Fremdenführer.** Rundfahrt durch die französischen Königsschlösser. Eine große internationale Reisegesellschaft sieht sich die historischen Sehenswürdigkeiten an und lauscht andächtig den Erklärungen des redegewandten Fremdenführers. Chateau de Blois. Der Cicerone erklärt gerührt: „Hier in diesem Zimmer, meine Herrschaften, wurde am 23. Dezember 1588 Henri I., Herzog von Guise, auf Befehl von König Heinrich III. ermordet.“ Ein Engländer unterbricht den Sprecher: „Meinen Sie den Herzog von Guise, der zu den Anstiftern der Bartholomäusnacht gehörte?“ — Der Franzose ist maßlos erstaunt über die historischen Kenntnisse des Briten und antwortet etwas unsicher: „Jawohl, mein Herr, Sie haben ganz recht!“ — „Entschuldigen Sie, Verehrtester“, stellt der Mann mit der geschichtlichen Vorbildung höflich richtig, „dann kann das mit diesem Zimmer unmöglich stimmen.“ — „Wie meinen Sie das?“, fragt der Führer nunmehr endgültig verdutzt. — „Ich war bereits vor drei Jahren einmal hier, und da wurde mir ein ganz anderes Zimmer gezeigt“, lautet die Antwort. „Ach so“, atmet der Pariser erleichtert auf, „vor drei Jahren? Damals wurde dieser Teil des Schlosses gerade erneuert.“

*

* **Lebensgefährliche Berichterstattung.** Der Beruf des Zeitungsberichterstatters gilt im allgemeinen als nicht besonders gefährlich. Eine Ausnahme macht jedoch Rußland. In den russischen Zeitungen nimmt die Berichterstattung über die Vorgänge auf dem platten Lande einen beträchtlichen Raum ein, und die Zeitungen in den größeren Städten besitzen daher in nahezu jedem Dorf ihren eigenen Berichterstatter, der sie über alle Ereignisse auf dem Laufenden hält. Nichts interessiert natürlich die Herausgeber der sowjetistischen Blätter mehr als der Fortschritt des Kommunismus und die niederträchtigen Pläne und Taten seiner Gegner. Hierüber haben die lokalen Berichterstatter also in erster Linie zu schreiben; die Folge ist, daß jeder von ihnen mehr oder weniger ein Spion ist und als solcher von der Bevölkerung mit scheelen Augen angesehen wird. Durch Messer und Kugel verleihen die russischen Bauern ihrer Gesinnung beredten Ausdruck. Wie aus einem Bericht hervorgeht, den die Schwester Lenins kürzlich auf einem Pressekongreß erstattete, wurden im Laufe der letzten neun Monate in Rußland 32 Journalisten ermordet, viele schwer verwundet, eine große Anzahl weiterer ist nur mit genauer Not dem Tode entronnen. Dabei hatten alle diese Opfer politischer Meinungsverschiedenheiten den besonderen Schutz des Staates hinter sich.



## Lustige Rundschau

* **Der junge Mann.** „Ich habe den jungen Mann, mit dem du gestern zusammen getanzt hast, zum Abendessen eingeladen.“ — „Großartig, Papa.“ — „Ich habe ihm gesagt, daß er ruhig in seinem Geschäftsanzug kommen soll.“ — „Das geht nicht, Papa, er ist Schwimmlehrer!“

*

* **Der letzte Gast.** „Setz den Herrn vor die Tür, der dort schläft“, sagt der Ober zu seinem Kollegen. „Nein, er ist ein großartiger Gast. Jedesmal, wenn ich ihn wecke, bezahlt er seine Rechnung!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.